

# Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 44

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648745>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

I. Fortsetzung

Geschäftig trippelte sie in der Stube herum, überprüfte, ob alles recht und sauber sei. Ich war hier in guten, besorgten Händen, das merkte ich wohl.

Aber das andere, von dem der Präsident nur in Andeutungen zu sprechen gewagt hatte?

Sinnend stand ich allein am Fenster. Die Nacht zog über die Berge. Unheimlich war das stille Dorf, das nun gestaltlos wie ein schwarzer Ballen, wie aufgewühlte Moorerde dalag. Von meinem hochgelegenen Zimmer aus konnte ich einen Teil der Siedlung gut übersehen, zumal Allmens Haus etwas abseits stand. Es fiel mir auf, daß kein Hund kläffte und nur ganz wenig beleuchtete Fenster zu sehen waren.

Ich hatte mir eine Siedlung alemannischer Hirten und Bauern im italienischen Lande heimeltiger vorgestellt, hatte an die versprengten Walliser südlich des Monte Rosa gedacht, deren Dörfer ich einmal durchwandert hatte.

Ich entzündete die Petrolampe über dem Tisch und gedachte, daraus eine behagliche Stimmung zu gewinnen. Aber das karge Licht warf nur hüschende Schatten zwischen die alten Schränke und Truhen, verzerrte billige, belanglose Vedrubilder an den Wänden zu Fragen und Phantomen.

Da litt es mich nicht in der öden Stube; ich wollte noch einen Abendspaziergang machen. Die ätzende Treppe stieg ich hinab und erschrak über eine Kacke, die aus einem Winkel schoß. Das Haus war leer und tot, als wenn ich der einzige Bewohner sei. Wen birgt es eigentlich außer den drei Menschen, die ich schon kennenlernte?

Die Gasse stand wie eine tiefe Schlucht zwischen schwarzen Häusern. Ich sah keine Kinder, die sonst in Bergdörfern sich noch müde tollen, bevor es ins Bett geht. Meine Schritte klapperten hohl über grobem Buckelpflaster.

Das Rauschen eines Brunnens lockte mich in eine bestimmte Richtung — da taten sich die Häuser auseinander, ein freier Platz war da. Er schien leer — im schwachen Licht des Halbmondes leuchtete der sprudelnde Dorfbrunnen, und auf den ringsum feuchten Steinen war ein matter Schimmer.

Als ich in die Mitte des Platzes trat, wurden Schatten, die ich für leblos gehalten hatte, beweglich. Und nun sah ich, daß überall schweigende Männer standen oder saßen, an den Hausmauern, neben dem Trog, unter den Türen. Sie kamen lautlos heran — das war seltsam im Gegensatz zum Boltern meiner Bergschuhe.

Ein Licht fuhr auf, das ich hier wohl nicht erwartet hätte — der Strahl einer starken elektrischen Taschenlampe. Ihr Regel fakte mein Gesicht und blendete mich etwas. Dann glitt er ab, zuckte über die nahenden Männer hin, die einen Kreis um mich schlossen, und verlösch. Ich hatte gesehen, daß die Schwarzen, lautlosen Stöcke in der Hand trugen und an den Füßen jene aus Stofflecken zusammengenähten Schuhe hatten, welche die Menschen der Dolomiten und des Cadore Scarpetti nennen. Auf ihnen bewegen sie sich sicherer im Fels als mit groben Nagelschuhen.

„Es ist der Pfarrer“, sagte einer.

„Kam ist er da, und schon . . .“, meinte ein anderer, doch der erste unterbrach ihn. „Sei still!“ Wieder leuchtete der kleine Scheinwerfer. Vor mir stand ein Mann, der weißblondes, strähliges Haar und einen kleinen Schnurrbart hatte.

„Guten Abend, Herr Pfarrer. Ihr geht noch spät aus.“

Ich gab den Gruß zurück. „Ihr haltet wohl Feierabend nach des Tages Mühen?“

„So ist's“, erwiderte der Blonde ruhig. „Aber wir kennen die Wege ringsum — Ihr seid hier unerfahren. Es ist nicht gut, bei Dunkelheit im Bergland zu wandern.“

„Im Bergland? Ich bin ja hier mitten im Dorfe.“

„Einerlei, Herr Pfarrer. Schon bei den letzten Häusern geht es böse in die Tiefe.“

„Ich bin nicht blind, guter Freund.“

„Glaub's wohl. Aber es ist nicht gut, nachts hier allein zu gehen“, wiederholte er hartnäckig. Es klang wie eine Drohung, doch war sie in einem höflichen Ton versteckt.

Was sollte ich tun? Entweder hatten die Männer hier ihr abendliches Plauderstündchen, wie das in allen Alpenhöfen der Fall ist, und wollten, menschenscheu und weltfern wie sie waren, nicht in Gesellschaft des Fremden sein oder — sie hatten etwas anderes vor. Ich gestehe, es war mir etwas bange im Kreise dieser schweigenden, dunklen Gestalten. Aber mir jetzt schon, in den ersten Stunden meines Aufenthaltes, meine Wege vorschreiben lassen, das hätte meinem Ansehen und Amt gewiß geschadet.

„Ich will Euch nicht stören. Gute Nacht miteinander!“ sagte ich und ging weiter, so wie ich gekommen war.

Der Blonde fakte mich leicht am Arm. „Dort, in umgekehrter Richtung ist Allmens Haus.“

„Ich weiß wohl. Doch ich will hier gehen.“ Leichtes Murmeln, dann öffnete sich der Ring. Johannes Sartoris, du blasser, gelehrter Gottesmann, du bist ein rechter Hasenfuß, und die Größe der neuen Welt, in die du gekommen bist, schnürt dir die schmale Brust zusammen! Niemand hinderte mich, schweigend versanken Menschen und Häuser, aber mir ward mein Weg bange, und die Dunkelheit stand hinter mir wie ein Riese, der zum Schlag ausholt. Doch nichts geschah. Ich bog beim nächsten Gäßlein wieder links ab und kehrte zu Allmens Haus zurück. Nur leises Schleichen und Schaben auf den Steinplatten hörte ich zeitweise, als ob Späher im Dunkel meinen Weg überwachten.

Als ich in den Hausflur trat, öffnete sich rechter Hand eine Türe, ein breites Lichtband fiel aus erhellter Stube, und in ihm stand die Gestalt meines Wirtes.

„Ihr seid ausgegangen, Herr Pfarrer?“ Angst und Besorgnis waren in seiner Stimme.

„Ja, warum nicht? Es ist ein wundervoller Abend.“

„Ja, gewiß. Nur — ich meine —“

„Es ist nicht gut, nachts hier allein zu gehen“, sagte ich lächelnd mit den Worten des Blondens.

„Man kann sich verlaufen, abirren“, meinte er verlegen.

„Nun, das ist mir nicht passiert. Gute Nacht für heute, Präsident. Wir werden morgen allerhand zu besprechen haben.“

Ich war wieder in meiner Stube. Den Stuhl hatte ich ans offene Fenster gerückt und den Mantel um mich geschlungen. Es war so feierlich, so still! Nur die Rondina sang ferne, und ihr Lied war gleichmäßig, unveränderlich wie der Atem der Ewigkeit, der aus den dunklen Schatten der Berge wehte. Das einzig Belebte war das Flimmern der Sterne.

Nachtschauer riß mich auf — ich war am Fenster eingeschlafen. Fast zwei Stunden lang. Ich wollte zur Ruhe gehen, die Lampe anzünden. Da fiel mein Abschiedsblick, den ich der Bergnacht gab, auf eine Reihe zitternder Lichter oben im schwarzen Riesenschatten der Bergine. Die waren früher noch nicht dagewesen. Lange sah ich hin — ja, sie bewegten sich.

Dort oben gingen Menschen durch den Fels. Von ferne her, zart und leise wie mahnendes Rochen, kam ein Glockenschlagen. Tief unten in Fornì Wooltri läutete die Turmuhr des Campanile Mitternacht.

\* \* \*

Nun weile ich schon zwei Tage in Rocca, und es hat sich nichts ereignet, was die ersten Eindrücke verändert oder auch verschärft hätte. Die Menschen gehen schwer und verschlossen um mich, ihre Grüße rieseln wie leerer Sand nieder. Sie tragen ein Geheimnis in sich — ich weiß nur nicht, ob es das Geheimnis der Einsamen, Naturverbundenen ist, das alle Menschen der Weltferne vor Fremden hüten, oder ob es ein Geheimnis besonderer Art sein könnte.

Allmen und seine Leute — außer dem Ehepaar sind da noch drei halbwüchsige Buben — sind von einer Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft gegen mich, deren auffallende Wärme wohl den Zweck hat, mich den stummen Widerstand der anderen Dörfler überwinden zu lassen.

Wir haben in engem Kreise eine Bibelstunde gehalten — dieser Antritt meines Amtes war für mich unsagbar feierlich und erschütternd. Wir sprachen über das Gotteswort so, wie gute Freunde miteinander plaudern. Aber es war ein kleiner Kreis, nicht einmal der Knecht Beni war dabei. Der mußte oben auf der Alp nach dem Weidevieh sehen. Eine Nachbarin mit ihrer Tochter war noch anwesend — Wurzelmarie wird sie genannt, weil sie allerlei Heilsame und Tränklein für Mensch und Vieh braut und sozusagen der Arzt von Rocca ist. Auch ihr Gruß klang mir sonderbar entgegen, so wie der Willkomm der Frau von Allmen: „Gottlob, daß Ihr da seid!“

Mit meinem Wirte wollte ich über die Dinge sprechen, die so rätselhaft vor mir stehen — über den feindlichen Gruß des Jofay Werlen, den ich nicht mehr gesehen hatte, da mein Gepäc schon abgeliefert war, als ich andern Tags erwachte, über den Gian Padrutt, der „irgendwo“ wohnt, über die Warnung des blonden Mannes auf dem Dorfplatz, über die wandelnden Lichter in den Felsen.

Begann ich zu Allmen davon, dann stieß ich auf eine Mauer, die aus dem Stein dieser Berge gebaut schien. Es sei nichts, die Leute seien eben scheu, ungewohnt der Fremden, es werde sich schon alles geben. Die Lichter am Berg — vielleicht Widerschein der Sterne. Oder — nun, wenn schon etwas daran sei — Wildern sei schließlich keine Sünde, der liebe Gott habe die Gemfen für alle erschaffen.

Seit wann aber zieht man scharenweise zur Gemsjagd.

Der Gian Padrutt? Ein einsamer Rauz, Menschenfeind, der nicht in Gemeinschaft leben wolle. Ich solle mich um ihn nicht kümmern.

Warum aber spricht man den Namen eines harmlosen Einsiedlers flüsternd und besorgt aus?

Ich kenne das Volk der Berge wohl so weit, um zu wissen, daß man nicht jäh und stürmisch in seine verschlossenen Herzen dringen kann. Langsam und zögernd erschließen sich diese Seelen. Und sie müssen sich erschließen, denn ich habe ja der Liebe, um die geheimen Pforten zu öffnen.

Wenn ich nur die Hast und Ungeduld abtun könnte, die ein Erbteil der ruhelosen Stadt sind. Ich muß lernen, warten zu können.

Der Abend des ersten Sonntags, den ich in Rocca erlebe. Und damit des ersten Gottesdienstes.

Ich habe es mir eigentlich schlimmer vorgestellt und bin recht bangen Herzens in die Spinnstube getreten, darin ich nun mein Amt ausüben soll. Wie lange wohl? Wann wird zu Rocca ein helles Türmlein in die Bergluft stoßen?

Ich habe in den letzten Tagen nicht gefragt, habe nicht den Dingen nachgegrübelt, die mir noch verschlossen sind. Es war ungeschickt von mir, in den ersten Stunden schon gesperrte Türen einrennen zu wollen. So habe ich denn auch nicht gemeibelt (geworben) und gerufen, um Leute zur ersten Predigt zu locken. Der Gemeindepräsident hat es verlauten lassen, daß am Sonntag um neun Uhr die erste Predigt sein würde — das war alles. Und zu der Stunde trat der Pfarrer ein. Ei ja — ich muß es vor mir wohl bekennen: mit bangem, schwerem Herzen. Vielleicht daß ein paar alte Weiblein drin sitzen, einige Gwundernasen (Neugierige) und sogar Spötter. Was weiß ich denn davon, wie dieses wilde Volk glaubt, wie sich in den trohigen Eisenschädeln die Religion darstellt.

Aber siehe da, die Spinnstube war ziemlich voll, und es war auch Männervolk dabei. Nicht Greise und Buben, sondern die braunen, großen Hirten und Wildheuer der Berge. Da möchte ich wohl Maler sein, um diese Gesichter festzuhalten. Die weiten Stirnen, die so hoch scheinen, weil der Höhensturm immerzu das Haar aufweht, die scharfen herrischen Nasen über breitem, hart vorstoßendem Rinn und vor allem diese Augen! Lichter, die der unsagbaren Weite und Ferne zugewandt sind, kleine Quellen von Sonnenschein, Blicke, die niemals in engen Stubenwänden wie gefangene Vögel auf und ab taumeln können. Als die Duzende ernster, strahlender Augen an mir hingen, da wurde ich mir der schrankenlosen, urtümlichen Freiheit bewußt, die das Volk von Rocca absondert von den gebundenen Geschöpfen der Tiefe.

Ich hatte mir die Predigt nach einem milden Bibelwort zurechtgelegt, das vom guten Hirten sprechen sollte. Ich gedachte des Hirtenums derer von Rocca, meines Hirtenberufes in ihrem Kreise und zum Ende des gütigen Hirten aller Seelen. Aber das wohlüberlegte Gleichnis wurde fortgeweht vom stählernen Glanz der fragenden Augen. Und plötzlich stand ein anderes da — die Berge! Gewaltig und brausend kam es aus mir, als sei neuer Geist in mich gefahren. Von den großen Höhen sprach ich und von ihm, der sie erbaut hatte, von seiner Sorge für das kleinste Wesen dort oben . . . so hob der Wildwind meine Worte empor und trug sie zu verschlossenen Seelen.

„Ich hätt's nicht gedacht“, sagte dann Allmen. Was er nicht gedacht hätte, das sprach er nicht aus, aber ich konnte es erraten.

Recht kindisch rot bin ich geworden über den unvollendeten Satz und war doch als eifriger Student so manches Lob aus hochgelehrtem Munde gewöhnt.

Nach der Predigt drängte sich dann auch der verwachsene Beni an mich, der von der Alp zurückgekehrt war. Listig und behend, ein Pfeiflein in seinem verzogenen Munde.

„Jetzt freut mich der Christus doppelt und dreifach“, lachte er. Ich sah ihn verwundert an. „Henu, der Kruzifixus auf dem Altartisch. Habt Ihr den nicht bemerkt?“

Ja doch, die Allmens hatten allerliebft einen Altar errichtet, so gut das hier mit den einfachen Mitteln ging. Alpenblumen darauf, duftende Brunellen, samtshimmernde Edelweiss, Purpur der wilden Bergrosen, Gold flaumiger Anemonen. Vor allem aber ein gekreuzigter aus rotblutendem Arvenholz, mit leidvoll-gütigem Blick nicht nach oben, sondern vor sich hin gleichsam auf eine Schar Irrender und Verständnisloser gerichtet. Ich hatte wenig Zeit, mir dieses Schnitzwerk zu betrachten, aber es hatte sich doch in meinem Grinnern festgehalten.

Wieder lachte Beni halb verlegen, halb herausfordernd. „Ich hab ihn gentscht — den lieben Jesus am Kreuz.“

„Ihr? Das ist doch . . .“

„Ist schon wahr. Schnitzen tu ich in meiner freien Zeit. Ist eine schöne Unterhaltbarkeit.“

„Unterhaltbarkeit nennt Ihr das? Da seid Ihr ja ein Künstler, wenn Ihr diesen Christus gefertigt habt.“

„Für Euch, Herr Pfarrer. Künstler — eh was?“ Er schlug mit der Hand in die Luft, als wolle er Fliegen verjagen. „Ich mach allerlei dummes Zeug, wenn die leeren Stunden sind. Müßet einmal in meine Kammer kommen, so Euch nicht grauset.“

„Grausen — warum?“

„Eh ja — hm —“, er schnalzte mit der Zunge und piffte durch die Lippen. Manchmal habe ich den Eindruck, daß der Beni nicht voll bei Sinnen sei. Aber mitteilsam ist er und mir zugetan — das merkte ich wohl. So trat ich denn wieder aus meiner aufgezwungenen Zurückhaltung hervor. „Saget, Beni, unter den Männern, die heute bei der Predigt waren, war da wohl der dabei, den sie Gian Padrutt nennen?“

Da geschah Unerwartetes. Des Knechtes Gesicht verzerrte sich noch mehr, die Hände an den schlenkernden, langen Armen ballten sich, und sein Atem kam zischend aus dem Munde, der plötzlich böse und haßvoll zusammengekniffen war.

„Der? Der schwarze Gian? Eh — wagen sollt er's — der Wurm, den er zusehnden getreten — nein, nein, die Viper — zuhauen kann sie noch —“, er gurgelte und fauchte, warf den Oberkörper hin und her und lief plötzlich davon.

Ebenso rasch aber kam er wieder zurück, duckte sich an meiner Seite und zischte zu mir herauf: „Mächtig gepackt habt Ihr die Leute, Pfarrer. Eure Rede ist wie heißer Wein durch alle geflossen. Der oben wird es bald erfahren — es wird Feindschaft sein. Er ist sehr stark. Aber der Beni steht zu Euch, wisset das.“

Wieder wollte er entweichen, aber ich hielt ihn am Rocke fest. „Ihr begreift doch, daß ich kein Wort davon verstehe. Ihr sollt mir einmal alles ausführlich erzählen.“

Er duckte mich verblüfft an, dann nickte er. „Schon! Ich schon! Hab jetzt keine Zeit — oben auf der Alp wartet das Vieh. In drei Tagen bin ich wieder da.“

„So lange mag ich nicht warten. Ich komme morgen zu Euch hinauf.“

„Ihr — allein in die Berge? Eh was, just totschlagen wird er Euch nicht. Kommet. Kommet eineweg!“

Und weg war er.

Ich weiß nicht, was ich mir von all dem denken soll. Müßigem Spintifizieren mag ich nicht nachhängen — so warte ich denn auf morgen und denke gar nichts.

Den Beni sah ich bald darauf wieder zur Alp stockeln; er hat nicht den wiegenden Berggang der Menschen von hier, sondern ein zappelndes, ruckweises Gehen. Von ferne betrachtet, sieht es wie Hüpfen eines großen Frosches aus.

Nachmittags zog grobes Gewölk aus der Scharte, die zwischen der Bergine und dem Monte Croce liegt. Passo Giatif nennt man sie, und das heißt zu deutsch Ragentritt. Es soll dort oben, wo die Grenze hinläuft, gar steil und wild nach der anderen Seite hinabgehen. Mitten durch das Gefels ziehe sich ein Band, das an einer Stelle von einer glatten, steilen Platte unterbrochen wird. So glatt, daß man wie eine Rahe schleichen müßte, um darüber zu kommen. Daher der Name.

Bevor die Nebel einfielen, erblickte ich auf dem Monte Croce zwei Gestalten.

Winzig und klein standen sie neben dem mächtigen eisernen Kreuz, das angeblich schon ein Jahrhundert lang dort oben steht. Ein frommes Gelübde in der Franzosenzeit soll es aufgerichtet haben.

Wer die Gestalten waren, konnte ich mir nicht recht vorstellen. Bergsteiger kommen fast nie hieher, die Zugänge sind zu weit, und Schutzhütten gibt es weitem nicht. Natürlich gedachte ich wieder des schwarzen Gian — war der etwa ein Naturchwärmer und beguckte die Aussicht?

Ich war etwa eine Stunde oberhalb des Dorfes, als ich die Gestalten auf dem Gipfel sah. Ziellos war ich in die Höhe ge-

wandert, von dem Wunsch getrieben, Rocca einmal von oben zu sehen. Dann fielen Wolken über den Monte Croce, rollten wie schwere Ballen über den Passo Giatif und umnebelten die stolze Bergine, die eben im Sonnenlicht wie ein Mabafterssäule gestanden war. Rocca hatte ich von oben gesehen. Es glich einer zusammengedrückten Schar brauner krabbelnder Käfer. Als die ersten Wolkenschatten über das Dorf flogen, sah es wirklich aus, als ob die Käfer zu laufen begännen. Dann verdeckte mir eine vorspringende Felsnase die Siedlung, ich betrat ein weniger geneigtes Hochtal, das nur schwach begrünt war. Der Baumwuchs hatte schon aufgehört, große, haushohe Felsblöcke lagen herum, seit Jahrhunderten eingestemmt in den Boden, den sie wahrscheinlich nach donnerndem Lauf, losgerissen vom Mutterleib der Berge, erreicht hatten.

Ich wußte gar wohl, daß nun ein Gewitter losbrechen würde. Und ich fürchtete mich vor ihm. Dennoch schritt ich weiter empor, ohne allzu große Hast durch das grobe Blockwerk, das wie ein versteinertes Dörflein war. Ich wollte mich etwas erproben, wollte widerstandsfähig werden gegen jene Naturereignisse, die man leichthin Schrecken des Hochgebirges nennt und die doch nur immer wiederkehrendes Schöpfungswunder sind. Unsere Welt mit ihrer kribbelnden Menschheit ist erstarrt in längst bekannten Formen, der Erdball säuberlich gerundet, feste Häuser darauf und betonierte Straßen, endlose Schienenwege für sicher rollende Züge. Wir sind eingelullt und behütet von Staat, Gesetz und Maschinen. Und sind bange geworden, wenn einmal die Urwelt heranstürmt, das immer neue Werde.

Ich wollte im Gewitter einen drohend zusammengeballten Schöpfungsakt erleben und von ihm ein wenig jener Härte gewinnen, die mir für das Leben in den Bergen nötig scheint. Mir bangte, als die grauen Wolken zu blauschwarzen Lawinen wurden, ich zuckte zusammen, als den Passo Giatif eine Flammenfäule auseinanderzureißen schien, duckte mich, als Sturzwogen brüllender Luft zwischen dem Monte Croce und der Bergine rollten. Mir war, als ob die Massen des Donners wie zermalmende Räder über mich gingen. Ich schauerte, als prasselnder Eiswind wie unsichtbare Fäuste gegen meine Brust stieß und hielt nun nach einem Unterschlupf Ausschau.

Da erblickte ich auf der Kuppe eines nahen Steines ein seltsames Bild. Dort stand ein junges Weib, stemmte sich gegen den Sturm, der übermächtig an ihrer hohen, schlanken Gestalt riß. Blauschwarzes langes Haar hatte sich gelöst und flog wie eine Fahne im Winde. Manchmal entfaltete es sich zu einem breiten Fächer, dann wieder wand es sich wie eine metallisch schimmernde Schlange und zwang das Haupt zu abwehrendem Neigen und Sträuben.

Die saulende Luft trug einen Schrei zu mir, der ein wildes Jauchzen war — begrüßte das Geschöpf auf der Felskante Sturm und Blitz?

Jetzt sah sie mich, aus dem Jauchzen trillerte ein kurzes Aufschachen, und dann war sie verschwunden, jenseits des Steines hinabgeglitten. Der Block war leer, hob sich scharf gegen eine weißgraue, wehende Schleierwand ab, die vom Passo Giatif niederzustürzen schien. Entweder hatte mich ein Spul genarrt oder dort drüben barg sich ein Menschenkind unter dem Stein. Auch ich hatte Schutz und Schirm notwendig, denn die rasenden Schleier kamen immer näher, und oben im Geröll war schon knatterndes Rasseln hörbar. Der Hagel peitschte den Berg.

Ich lief um den Block, wand mich drüben durch verstrubbelte, verästelte Alpenrosen und trat auf der jenseitigen Fläche des hüttengroßen Steines unter eine weit vordachende Höhlung.

Sier kauerte, in den tiefsten Winkel gepreßt, das Weib. Einen Augenblick zauberte ich, denn sie sah aus wie eine wilde Rahe, die in eine Enge getrieben ist und nun ihren Verfolger zum Kampf erwartet. Ihre schwarzen Augen glühten, das entfesselte Haar deckte wie eine Mönchskutte den zusammengeduckten Körper.

Aber das Bedrohliche schwand rasch, und — sie lachte wieder. Sorglos und spöttisch.

Ich trat einen Schritt näher, und wir sahen uns schweigend an. Es war so seltsam: ich, dessen stillen Lebensweg das Weib bisher noch nicht gekreuzt hatte, und dieses Geschöpf, das der Wildnis entwachsen schien wie irgendeine Dämonin oder Nixe der Sage. Wieder war ein Bangen in mir, aber es war anders, ganz anders als früher.

Ihr Lachen erstarb, ihr schönes, fremdartiges Gesicht wurde ernst. Dann sagte sie mit einer hellen, leichten Stimme: „Bergt Euch unter dem Stein, wenn Ihr nun einmal schon hier seid, Herr Pfarrer.“

Sie sprach nicht die schwere Mundart der Leute von Rocca, ihre Worte waren beschwingt und melodisch wie ein Traum vom lockenden Süden. Das Französische der Provence klingt so wie das Deutsche dieses Mädchens.

„Ihr kennt mich?“

Sie musterte mich mit leisem Nächeln. „Wenn jemand in einem schwarzen Rock, mit langen Hosen und einem manierlichen Stadthut ahnungslos dem Hagelsturm entgegenläuft, dann kann das doch nur der Pfarrer sein, den sich die Leute von Rocca frischweg aus der Stadt verschrieben haben.“

Das war richtig; ich hatte mich in reichlich lächerlichem Anzug in die Berge gewagt. Zu meinen Füßen knallte es, silbrig sprühte es auf, gleichzeitig bekam ich einen empfindlichen Schlag in den Rücken. Der Hagel war da, mit dumpfem Brausen, über dem ein helleres Prasseln und Krachen schwebte, erfüllte er das Hochtal, dessen Begrenzungswände verschwunden waren.

„Schnell, duckt Euch unter den Stein“, sagte sie hastig. „Der Hagel kommt ganz grob, Ihr könntet erschlagen werden.“

„So schlimm wird's wohl nicht sein“, sagte ich, aber einige neue Schläge in den Rücken und sogar gegen den zum Glück vom Hute geschützten Kopf belehrten mich, daß dieser Hagel kein Schrotkörnergetrommel war, wie wir es in den Städten oft erleben.

Nun kauerte ich neben dem Mädchen, und unsere Körper drängten sich eng aneinander. Es war sehr dunkel geworden, als wenn frühzeitig Nacht in die Berge kommen wollte. Im Schein der Blitze, die wie flammendes Geäder durch die stürzende Eiswand liefen, sah ich neben mir ein feines Profil, unter starken, zusammenstoßenden Augenbrauen eine zart geschwungene Nase.

Der unaufhörlich rollende Donner zwang jedes Reden zurück. Wir hätten uns ja schon verständigen können, aber es war, zumindest in mir, die Heiligkeit der Urkraft, die mir leeres Blappern verbot.

Einmal wurde es still — eine unheimliche Leere, Verfliegen der Blitze, Beratmen des Donners. Nur ein großes, feierliches Rauschen, welches das ganze All durchflutete.

„Nun ist's zu Ende.“

„Nein, es kommt sofort wieder. Aber lange dauert es nicht mehr — seht!“

Eine Garbe von Flammen wie niederstürzender Goldblütenregen erhellte das Dämmern, die Berge dröhnten wieder, als ob sie ungeheure Saiten wären, auf denen der Schöpfer das Jubellied über vollendetes Werk spielte. Endlich wurde aus dem Knattern und Krachen ein Klatschen, nur mehr vereinzelt hüpfen die Hagelsteine in unser Felsgemach.

„Jetzt ist es über uns hinausgezogen. Oh, das wird unten im Kondiatal die Weinberge zerfchlagen. Die armen Leute!“

Die drei letzten Worte waren ein heißströmendes Erbarmen. Aus der feindsprühenden Kabe war ein mitfühlendes Menschenkind geworden. Ich weiß nicht, warum mich das freute. Nur der Gedanke, daß die bergende Zweifamkeit unter dem Fels zu Ende sein sollte, betäubte mich etwas.

„Es regnet jetzt; wir müssen schon noch zuwarten.“

„Ja, Ihr in Eurem würdigen Stadtanzug.“ Sie führte die Hand zum Munde, legte den Kopf schief wie ein Kind, das überlegt. „Saget, warum kleidet Ihr Euch so feierlich schwarz? Werdet Ihr dadurch frömmere als andere Menschen, die sich frei und gefällig kleiden?“

Ich sah sie verwundert an. Die Beobachtung des Bergkindes verblüffte mich. Eigentlich hatte sie recht — unser Stand forderte nach einem ungeschriebenen Gesetz den würdevollen Gehrock.

„Ihr seid doch noch jung“, setzte sie hinzu.

„Wie sollte ich mich nach Eurer Meinung kleiden?“ fragte ich belustigt.

„Wie alle andern. Hier wie in der Stadt.“

„Kennt Ihr denn überhaupt die Stadt und wisset Ihr, wie die Geißlichen dort gehen?“

„Freilich. Ich war zwei Jahre lang in Mailand und komme jetzt aus Paris.“

„In Mailand und Paris? Ein Mädchen aus Rocca?“

„Ich bin doch nicht aus Rocca.“

„Aus Forni Avoltri also?“

„Nein!“ sagte sie kurz. Sie schlüpfte aus der Höhle und blickte sich um. Der Wind faßte neuerdings ihr wundervolles Haar aus gesponnenen Nachtträumen, nun sah ich auch, wie sie gekleidet war. Sie trug nicht die schweren, bauschigen Röcke der Frauen von Rocca, nicht die einengende, panzernde Bluse, die den Hals fast bis zum Kinn umschnürt. Hätte ich das Mädchen in meinen vielbegangenen Heimatbergen gesehen, so hätte ich sie für eine Bergsteigerin gehalten. Ihre zierlichen Füße stakten auch nicht in den landesüblichen Scarpetti, sondern in festen, gut genagelten Bergschuhen.

Der Regen war nur mehr feines Niesel, oben um die Bergine strichen lebendige, bewegliche Nebel, und dort, wo der Monte Croce hinter ziehenden Schleiern war, wuchs ein milder, blauer Schein.

Das fremde Mädchen beugte sich zu einer Felspalte, holte daraus einen Stock mit eiserner Spitze und einen kleinen Rucksack.

„Nun habe ich also den Pfarrer von Rocca kennengelernt“, sagte sie fröhlich. „Im Bratenrock mit Stadtschuhen während des Hochgewitters. Wißt Ihr, wie ich mir Euch vorgestellt habe?“

„Sagt zuerst — —“ wollte ich drängen.

„So wie einen streitbaren, mächtigen Gottesmann der alten Zeit. Mit stählernen Asketenzügen und grimmigen Fäustern. Ach, Vater wird lachen. Lebet wohl!“ Sie schwang sich im Nu auf den nächsten Felsblock, wollte jenseits hinabsteigen.

„Halt!“ rief ich. „Wohin wollt Ihr — Ihr geht ja bergwärts. Seid Ihr jenseits der Scharte im Schweizerischen daheim? Wie heißt Ihr?“

Fortsetzung folgt.

## Allerseelen

Es wallen die Nebel schwer und dicht,  
Die Sonne verhüllt ihr Angesicht.  
Es weinet im öden entblättern Hage  
Wie Rahel weinte die Totenklage,  
Und über die Gräber des Kirchhofs zieht  
Das Trauerlied  
Von Allerseelen.

Gedächten wir treulich jeder Zeit  
Wieviel uns an Treue die Toten geweiht,  
Die Nebel zerflößen, und hoch im Blauen  
Wir würden die Scharen der Seligen schauen,  
Und durch den sonnigen Aether zieht  
Ein Jubellied  
Von Allerseelen.

Walter Schweizer.